

Sarah Mönkeberg

# AUF DER SUCHE NACH ORIENTIERUNG

Identität im digitalen Zeitalter

Nr 2 | Dezember 2016



GERECHTIGKEIT MUSS SEIN

# VORWORT

Das Internet stellt diverse Möglichkeiten bereit, Selbst und Körper zum Thema und Gegenstand von Darstellungen zu machen. Sie reichen von dokumentierenden und quantifizierenden, bis hin zu normalisierenden und optimierenden Praktiken. Das Paper argumentiert, dass es sich dabei um Selbstthematizierungen und -darstellungen handelt, die einerseits der Selbstversicherung dienen und andererseits auf Besonderheiten digitaler Kommunikationen antworten

Sarah Mönkeberg

Wien, Dezember 2016

# REIHENBESCHREIBUNG

In der Reihe „Materialien zur Konsumforschung“ werden aktuelle und relevante Themen zu Konsum und KonsumentInnen diskutiert. WissenschaftlerInnen aus den verschiedensten Disziplinen und Konsum-ExpertInnen aus Bereichen wie der Politik, NGOs oder Praxis sind eingeladen, Beiträge zu einer theoretischen Debatte zu liefern. Diese Beiträge können Basis für weiterführende Diskussionen oder Anknüpfungspunkte an gesellschaftliche Entwicklungsprozesse sein und können durchaus kontroverse Perspektiven einnehmen. Die hier vertretenen Meinungen sind unabhängig von der Meinung des Herausgebers (AK-Wien, Abteilung Konsumentenpolitik). Die Reihe erscheint in unregelmäßigen Abständen.

# INHALTSVERZEICHNIS

1. Vernetzte Identität: eine ambivalente Geschichte.....	4
2. Identität als Ordnungsleistung .....	6
3. Offen und verunsichert: Gesellschaftliche Hintergründe der Selbstdarstellung im Internet.....	8
4. Sichtbarkeit als Prämisse digitaler Teilhabe .....	12
5. Zusammenfassung .....	14
Literatur .....	16

# 1. VERNETZTE IDENTITÄT: EINE AMBIVALENTE GESCHICHTE

Noch Mitte der 1990er Jahre wird das Internet als Raum unbegrenzter Möglichkeiten vorgestellt, der den eingeschränkten Bewegungsmöglichkeiten in der Realwelt entgegengesetzt wird (vgl. Schroer 2006: 252ff). Durch die Freiräume, die sich im Cyberspace eröffnen, sollen die Bildung einer anderen Gesellschaft und neuer Gemeinschaften über Grenzen und Orte hinweg möglich sein. Dementsprechend leitet John Perry Barlow die Erklärung zur Unabhängigkeit des Cyberspace damals wie folgt ein:

„Regierungen der industriellen Welt. Ihr müden Giganten aus Fleisch und Stahl, ich komme aus dem Cyberspace, der neuen Heimat des Geistes. Im Namen der Zukunft bitte ich Euch, Vertreter einer vergangenen Zeit: Lasst uns in Ruhe! [...] Wo wir uns versammeln, besitzt Ihr keine Macht mehr [...] – und so wende ich mich mit keiner größeren Autorität an Euch als der, mit der die Freiheit selber spricht. Ich erkläre den globalen sozialen Raum, den wir errichten, als gänzlich unabhängig von der Tyrannei, die Ihr über uns auszuüben anstrebt.“ (Barlow 2007: 138)

Im Cyberspace sollen sich also Möglichkeiten eröffnen, die im realen Leben nicht bestehen. Netz-euphoriker wie Barlow stellen eine Welt in Aussicht, zu der alle Zugang haben und in der nicht Zwang und Kontrolle herrschen. „Geschlechterdifferenzen sollen keine Rolle spielen, Identitäten soll man beliebig annehmen und wieder ablegen können; Herkunft soll nicht wichtig sein, und an den Rand gedrängte Gruppen sollen hier die Möglichkeit zur Präsentation ihrer Interessen bekommen“ (Schroer 2006: 259).

Heute mehren sich dahingegen die kritischen Stimmen (vgl. dazu u.a. Schroer 2006; Reichert 2008: 37ff; Döring 2014; Mönkeberg 2014). Öffentlicher und wissenschaftlicher Diskurs zeichnen ein Bild des Netzes, das z.B. Suchtgefahren, Verrohung und eine zunehmende Vernachlässigung ‚realer‘ sozialer Kontakte hervorhebt. Man macht uns auf Gefahren für Gehirn und Körper, etwa unter der Annahme eines Zusammenhanges zwischen Internetnutzung, Demenz und Fettleibigkeit, aufmerksam (vgl. Spitzer 2014), und nach der Spionageaffäre 2013 gewinnen die Rufe nach Datensicherheit gegenüber dem Bestreben nach freiem Austausch Oberwasser. Dem Sicherheitsreport des Allensbacher Instituts zufolge, geht die deutsche Bevölkerung im gleichen Jahr davon aus, dass das Bedrohungspotenzial durch Datenmissbrauch zukünftig steigen wird: „65 Prozent erwarten, dass sich der Datenbetrug im Netz ausweitet. Und 55 Prozent sehen den Missbrauch persönlicher Daten durch andere Nutzer in sozialen Netzwerken als wachsende Risikoquelle“ (Deutsche Telekom / T-Systems 2013: 11). 2014 fragt das Europäische Parlament in einer telefonischen Befragung europaweit bei 13.437 Personen zwischen 16 und 30 Jahren nach, ob sie soziale Netzwerke eher für eine Möglichkeit halten, mehr Menschen in Prozesse demokratischer Willensbildung einzubeziehen, oder ob sie ein Risiko für die Sicherheit persönlicher Daten darstellen. Für 46 Prozent überwiegen die positiven Aspekte des Netzes, während 41 Prozent den Blick auf die Risiken richten und verunsichert sind. In Österreich ist das Verhältnis 36 zu 47 Prozent (vgl. Grieb 2014). Die US-amerikanische Soziologin und Pionierin der Internetforschung Sherry Turkle, die vor der Jahrtausendwende noch auf die Möglichkeiten zur freien Entfaltung der Identität im Internet verweisen hatte (vgl. Turkle 1998), korrigiert spätestens mit „Verloren unter 100 Freunden. Wie wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern“ (Turkle 2012) diese Sichtweise. Am 24. Januar diesen Jahres veröffentlicht die Süddeutsche Zeitung ein Interview, in dem Turkle die Risiken und Nebenwirkungen de-

sozialisierender Netzkommunikationen betont und für eine Schaffung, ‚heiliger‘, weil smartphonefreier Räume plädiert (vgl. ebd. 2016). Jetzt scheint das Netz nicht mehr der Ort der Freiheit der Identität zu sein. Im Gegenteil: Wir verlieren dort unsere Authentizität, wenn wir Texte und Bilder perfektionieren, anstatt in Echtzeit so zu sprechen und uns so zeigen, wie wir ‚wirklich‘ sind. Das Leben aber, sei keine App. Turkle befürchtet nicht nur, dass ‚Smartphone-Mütter‘ ihre Kinder nicht erziehen können, sondern auch, „dass wir in fünf bis sieben Jahren einen unglaublichen Anstieg an Autismus beobachten werden“ (ebd.).

Trotzdem stellen wir uns nach wie vor selbst im Netz dar und verbreiten unsere persönlichen Daten in einem Ausmaß, das eher zu, denn abzunehmen scheint. Das Eurobarometer 2015 zum Thema Datensicherheit zeigt, dass eine Mehrheit der Europäer/innen mit 71 Prozent davon ausgeht, dass die Verbreitung von persönlichen Daten zum modernen Leben dazugehört und der Preis dafür ist, Produkte und Service in Anspruch zu nehmen (vgl. European Commission 2015: 6). Dementsprechend scheint auch in den sozialen Medien nach wie vor so gut wie alles (mit)teilbar zu sein, was den Identitätshaushalt betrifft. Wir berichten dort von der letzten durchzechten Nacht, bloggen über das Jahr work and travel, zu Schuhen, Milchtüten und Religion. Wir posten Mittagessen, Kinder, (Ex-)Partner/innen, liken, folgen, #, pöbeln, trollen, bebildern uns auf Instagram, übertragen den Blick durch das Smartphone simultan via Periscope ins Netz, fragen Google nach dem Weg, dokumentieren ihn auf runtastic, überwachen vernetzt den Schlaf, messen Puls und Blutdruck und zählen Schritte und Kalorien. Kurz bevor das Internet Anfang 2014 durch Sascha Lobo für kaputt erklärt wird (vgl. Lobo 2014), kürt man noch das Selfie zum englischen Wort des Jahres 2013 und die US-amerikanische Studie „Teens, Social Media and Privacy“ (Madden et al. 2013) kommt zu dem Schluss, dass 91 Prozent der Teenager/innen Selfies im Internet veröffentlichen. Ein Jahr später tritt der sogenannte Selfie-stick, eine Halterungsvorrichtung für das Smartphone, um sich selbst besser in der Umgebung aufnehmen zu können, seinen Siegeszug um den Globus an. Überhaupt tragen wir das Netz mit Google-glass oder diversen Trackern, wie etwa dem orbit von runtastic, mittlerweile nicht nur am Körper. Wer sich auf der letzten CeBIT in Hannover etwas umgeschaut hat, mag spätestens jetzt wissen, dass Digitalisierung in Zukunft via Biohacking unter die Haut geht (vgl. u.a. Siebke / Ihßen 2016).

Es lässt sich also feststellen, dass das Internet – aller Warnrufe zum Trotz – nicht nur nach wie vor in Mode ist, wenn es um die Thematisierung und Darstellung des Selbst geht. Seit einigen Jahren treten neben jene Selbstveröffentlichungen, die auf eine Preisgabe tradiert privater Belange setzen, Formen digitaler Selbstdokumentation, die sich an unseren körperlichen Bewegungen ausrichten und so die ‚harten Fakten‘ unserer Identität angehen. Durch die Zunahme an so genannten Praktiken des Lifeloggings<sup>1</sup> erhält die Veröffentlichung unserer Identität im Netz eine neue Qualität (vgl. dazu auch Gertenbach / Mönkeberg 2016).

Im Folgenden möchte ich zeigen, dass es sich bei den diversen Formen, in denen wir unser Selbst und unsere Identität gegenwärtig im Netz zeigen, einerseits um Praktiken der Selbstversicherung handelt. Sie sind andererseits aber auch Zeugen einer Materialitätslosigkeit des digitalen Raums. Im nächsten Abschnitt werden zunächst klassische Formen der Selbstthematization vorgestellt, in deren Kontinuität die Thematisierungen, Darstellungen und Dokumentationen im Internet grundsätzlich stehen (2). Vor diesem Hintergrund erhalten anschließend Selbstdarstellungsformen im Internet ihre eigenartigen Konturen. Es wird gezeigt, dass Selbstthematizationen und -darstellungen einerseits im Kontext des gesellschaftlichen Wandels seit den 1970er Jahren ihre Plausibilität erhalten

---

<sup>1</sup> Dabei handelt es sich um Formen digitaler Selbstvermessung, -dokumentation und -überwachung, die vorwiegend auf Körper- und Gesundheitsdaten abzielen oder z.B. der Ortsbestimmung von Personen dienen können (vgl. Selke 2014, 2016a sowie das letzte AK-Paper vom August 2016).

(3). Andererseits sind sie aber auch den Eigenarten digitaler Kommunikationen geschuldet (4). Abschließend werden die Ergebnisse zusammengefasst (5).

## 2. IDENTITÄT ALS ORDNUNGSLEISTUNG

Dass wir unsere Identität zum Thema machen ist nicht der Entstehung des Internets zu verdanken. Die Soziologie stimmt in weiten Teilen darin überein, dass personale Identität eine Herstellungsleistung ist.<sup>2</sup> Darin, dass der Mensch sich zu dem, was er ist, erst machen müsse, wozu er immer schon auf Technik und Kultur angewiesen sei, sieht der Philosoph Helmuth Plessner sogar ein anthropologisches Faktum (vgl. Plessner 1981: 309). Selbstbilder, Fotografien, Videos und das Sich-Selbst-Schreiben, etwa im Tagebuch oder der Autobiografie, scheinen vor allem darin ihren grundsätzlichen Sinn zu finden: Sie ermöglichen Reflexion und dienen außerdem einer Vergegenwärtigung von Abwesendem.<sup>3</sup> Das gilt auch noch für die Selbstthematizierungen und -darstellungen im Netz.

Trotzdem erfinden wir uns nicht einfach selbst, sondern Identität und Selbst sind gesellschaftlich geprägt. Das Selbst ist kein Ding und keine Substanz, sondern immer schon eine Konstruktion (vgl. Burkart 2006b: 18). Jedoch ist diese, das, was als Subjekt oder Mensch vorgestellt wird, historisch gewachsen, variabel und verändert sich im Rahmen bestimmter Institutionen. Diese haben grundsätzlich die Funktion, Ordnung zu schaffen und Unsicherheiten zu reduzieren.<sup>4</sup>

Eine frühe Institution der Selbstthematizierung wird in der westlichen Moderne z.B. durch die Beichte gebildet (vgl. Bohn / Hahn 1999: 45f.). Individualität wird dort in Form von Abweichung, vor allem im Kontext von Schuld thematisiert. Vor dem Hintergrund des religiösen Weltbildes verlaufen Selbstthematizierung und die Formung der Identität hier moralisierend durch Bekenntnisse zu und Geständnisse vor Gott (vgl. u.a. Willems / Pranz 2006: 75). In einer Zeit, „welcher das Jenseits nicht nur wichtiger, sondern in vieler Hinsicht auch sicherer war, als alle Interessen des diesseitigen Lebens“ (Weber 1986: 102f.), stellt eine Lebensführung jenseits der Sünde ein erstrebenswertes Ziel dar. Schon ab dem 12. Jahrhundert leitet die Beichte die Individuen dabei zur Erforschung individueller Handlungsmotive und des Gewissens an und treibt sie in eine verstärkte Innerlichkeit, in der bereits unser modernes psychologisches Selbstverständnis angelegt ist (vgl. Bohn / Hahn 1999: 45; Hahn 2000).

---

<sup>2</sup> Vgl. grundsätzlich Mead 1973; Kaufmann 2005.

<sup>3</sup> Letzteres bildet dem französischen Philosophen Edgar Morin zufolge, der sich in seinen Überlegungen vor allem einer Anthropologie des Kinos gewidmet hat, eine grundlegende Funktion des Fotos (vgl. Morin 1958: 23).

<sup>4</sup> Siehe für die grundsätzliche Versicherungs- und Ordnungsfunktion von Institutionen u.a. Gehlen 1968; Berger / Luckmann 1984; Luhmann 1970; Scott 2008, insb. 47ff.

Für die weitere Genese moderner Individualität wird dann zunächst Schriftlichkeit zum allgemeinen Medium. Ursprünglich religiös geprägt, ermöglicht es das Führen von Tagebüchern, die Bilanzen des eigenen Lebens zu ziehen und führt so in eine Rationalisierung der Lebensführung, die der Soziologie Max Weber als konstitutiv für die Entstehung des modernen Kapitalismus erachtet (vgl. Weber 1986). In der Romantik weichen diese Bilanzierungen einem authentischen Sich-Selbst-Schreiben, das von der Erfahrung eines Gegensatzes zwischen Selbst, Welt und Gesellschaft zerrt (vgl. u.a. Bohn und Hahn 1999: 51). Mit der Psychoanalyse setzt sich ab dem Ende des 19. Jahrhunderts eine Form der Selbstthematization durch, in der es vor allem um die Authentizität des Selbst geht, die im Innern der Individuen gefunden werden soll. In einer der Beichte ähnlichen Gesprächssituation, die vom alltäglichen Leben entkoppelt ist, wird das Selbst dazu in seiner Ganzheit zum Thema gemacht. Freud zufolge besteht ihr Ideal allerdings – und damit von den religiösen Formaten verschieden – darin, dass die Selbsterzählung von normativen Konventionen befreit wird: „Während Sie sonst mit Recht versuchen, in Ihrer Darstellung den Faden des Zusammenhanges festzuhalten, und alle störenden Einfälle und Nebengedanken abweisen, um nicht, wie man sagt, aus dem Hundertsten ins Tausende zu kommen,“ (Freud 1975: 194), so Freud in seinen Bemerkungen zur Einleitung einer psychoanalytischen Behandlung,

„sollen Sie hier anders vorgehen. Sie werden beobachten, dass Ihnen während ihrer Erzählung verschiedene Gedanken kommen, welche Sie mit gewissen kritischen Einwendungen zurückweisen möchten. Sie werden versucht sein, sich zu sagen: Dies oder jenes gehört nicht hierher, oder es ist ganz unwichtig, oder es ist unsinnig, man braucht es darum nicht zu sagen. Geben Sie dieser Kritik niemals nach und sagen Sie es trotzdem, ja gerade darum, weil Sie eine Abneigung verspüren. [...] Sagen Sie also alles, was Ihnen durch den Sinn geht. [...] Endlich vergessen Sie nie, dass Sie volle Aufrichtigkeit versprochen haben, und gehen Sie nie über etwas hinweg, weil Ihnen dessen Mitteilung aus irgendeinem Grunde unangenehm ist“ (ebd.: 194f.).

Im Hinblick auf eine Förderung der inneren Stärke des Individuums bietet die psychoanalytische Selbsterkundung in der organisierten Moderne und noch bis in die späten 1970er Jahre hinein den Rahmen für die „große Erzählung“ (Kaufmann 2005: 165) der eigenen Identität. Ihr ist konstitutiv, dass sie nicht während des alltäglichen Lebensvollzuges stattfindet, sondern zu besonderen Zeiten, „in denen das Ego sich vom gewöhnlichen Handeln zurückzieht [...]. Wenn sich die narrative Identität in ihrer Reinform manifestiert, besteht eine Diskrepanz zu dem Leben, wie es für gewöhnlich erlebt wird“ (ebd.). Das Ziel psychoanalytisch inspirierter Selbstthematization besteht vor allem darin, eine Kohärenz und Stimmigkeit der Ich-Identität gegenüber den flexibel zu handhabenden sozialen Rollen zu erzeugen und zu erhalten. Freud war dementsprechend gerade „an jenen intrapsychischen Vorgängen interessiert, durch die das Ich gegenüber den leibgebundenen Ansprüchen des Es und den sozial vermittelten Erwartungen des Über-Ich zu einer Art von Stärke gelangen konnte, die er stets mehr oder weniger mit psychischer Gesundheit assoziierte“ (Honneth 2003: 142).

Aber auch insgesamt besteht das Problem, das Selbstthematization in der ersten Moderne<sup>5</sup> vorwiegend zu lösen hat, in der Gefahr einer „Fragmentierung des Ichs angesichts verschiedener sozialer Erwartungen“ (Reckwitz 2001: 27).<sup>6</sup> Dahingegen ist in der Vormoderne das, was wir auch heute noch unter Individualität verstehen, nämlich ihre Authentizität und Einzigartigkeit (vgl. u.a. Taylor 1995, 1996), so gut wie gar nicht tragbar, sondern wird als Abweichung von der gottgegebenen

---

<sup>5</sup> Ich komme auf die Unterscheidung zwischen erster und zweiter Moderne unter dem nächsten Abschnitt noch einmal ausführlicher zu sprechen.

<sup>6</sup> So auch bereits Max Weber (1995 [1920]) und Georg Simmel (1983 [1911]).

nen Ordnung der Welt aufgefasst. Dort ist die eigene Identität „nicht wählbar“ (Fuchs 1999: 278) und gerade die Beichte dient dazu, das Selbst in einer Art und Weise zu formen, in der sich „die gesellschaftlich vorgeschriebenen Muster möglichst vollkommen verkörpern“ (Bohn / Hahn 1999: 40) lassen. Gemeinsam ist diesen beiden Formen der Selbstthematization dahingegen eine relativ geringe Thematisierung des Selbst und der eigenen Befindlichkeiten in der Öffentlichkeit. Sie wird an Geheimnisräume gebunden, für die paradigmatisch der Beichtstuhl und die Couch des Analytikers einstehen, und auch das ‚eigene‘ Ich ist „etwas im ‚Inneren‘ von allen anderen Menschen und Dingen ‚draußen‘ Abgeschlossenes“ (Elias 1981: LVI) – ein „Wesen innerer Tiefe“ (Taylor 1995: 35).

Vor dem Internet gründet unser Selbst also vor allem auf der Grundlage einer Logik, die in dichotomer Weise zwischen innen und außen – Psyche und Physis und Subjekt und Objekt – unterscheidet. Diese Grenzziehung spiegelt sich in der Trennung von öffentlicher und privater Sphäre wider (vgl. u.a. Delitz 2012: 501). Allerdings handelt es sich bei dieser Vorstellung „um einen Typ der Selbsterfahrung, der für eine bestimmte Stufe der Entwicklung“ (Elias 1981: LVI) von Gesellschaften steht, und nicht um ein invariantes Faktum.

### 3. OFFEN UND VERUNSICHERT: GESELLSCHAFTLICHE HINTERGRÜNDE DER SELBSTDARSTELLUNG IM INTERNET

Im Internet besteht durchaus noch eine Vielzahl an Selbstthematizationmöglichkeiten, die an die eben beschriebenen, z.B. in Form von Tagbucheinträgen, erinnern. So wird beim Bloggen über das eigene Leben Bericht erstattet, es kann Darstellungen aller möglichen Vorlieben beinhalten und sich dabei auf Mode, Sport oder Ähnliches beziehen. Aber auch die Arbeit an Profilen in den einschlägigen Foren sowie das Posten, Kommentieren oder der Beitritt zu bestimmten Clubs kann als Selbstthematization im Internet angesehen werden.

Neben diese fast schon klassisch anmutenden Formen treten seit einiger Zeit solche, die weniger auf narrative und visuelle Inszenierungen des Selbst anhand von Texten und Bildern setzen. Das so genannte Lifeloggung bezeichnet nicht nur eine neue Qualität, sondern auch eine neue Quantität der Sichtbarkeit des Selbst im Internet (vgl. dazu auch Selke 2014, 2016a; Gertenbach / Mönkeberg 2016). Unter diesem Begriff lassen sich verschiedene Praktiken einer digitalen Lebensprotokollierung fassen, die vor allem auf quantitativen Daten basieren. Ihre ideologischen Ursprünge finden sie in der so genannten Quantified-Self-Bewegung, die die Idee propagiert, dass die digitale Selbstverdatung „den biologischen Körper gesünder und unser Leben insgesamt besser“ (Selke 2014: 33) macht. Durch das Tragen diverser Tracker wird es z.B. möglich, die Herzfrequenz beim Joggen und/oder den eigenen Schlaf zu überwachen und die Ergebnisse in den einschlägigen Communities zu teilen. Die Summe all der verschiedenen Lifelogs wird im Idealfall zu einer „Art Dopplung des erlebten Lebens in digitaler Form“ (ebd.: 73).



Im Vergleich mit den frühmodernen und modernen Formen der Selbstthematizierung erfolgen diese beiden Möglichkeiten, Selbst und Körper im Internet zum Thema zu machen, öffentlicher. Auf facebook, instagram, youtube, twitter, runtastic und Co. scheint die Selbstthematizierung nicht mehr an den Geheimnisraum und dementsprechend auch nicht mehr an das exklusive Wissen von Priester und Psychotherapeut/in gebunden. Hat man sich registriert, wird das Profil in der Regel für ein Publikum aus ‚Menschen wie dir und mir‘ sichtbar. Selbstthematizierungen und -darstellungen werden im Internet aber nicht nur öffentlicher, sodass die Orientierung an einem Publikum, das bei der Arbeit an der Identität zuschaut, eine neue Relevanz erhält. Wie sich bereits an Home-Cam-Angeboten und heute insbesondere am Lifelogging zeigt, werden Thematizierung und Darstellung des Selbst mitunter über den gesamten Lebensalltag hinweg verstetigt (vgl. Neumann-Braun 2002; Gertenbach / Mönkeberg 2016). Dahingegen konnte für die Selbstthematizierungen in Beichte und Psychoanalyse gezeigt werden, dass sie in besonderen Situationen stattfinden, die vom öffentlichen und alltäglichen Leben ausgespart sind. Im Internet wird dieses Arrangement nicht nur brüchig, auch die Themen mehren sich und scheinen wesentlich unspezifischer zu werden (vgl. dazu auch Mönkeberg 2013, 2015).

Fragt man nach den Motiven der Menschen, sich selbst im Internet darzustellen und Körperdaten zu veröffentlichen, so drängt sich zunächst der Eindruck auf, dass es vor allem um Feedback geht. Am Offensichtlichsten geschieht dies über den Like-Button auf Facebook, seine diversen Verlinkungen und die Möglichkeit, Beiträge kommentieren zu können. Aber auch die Fitness-App Freeletics, die Selftracking für Übungen mit dem eigenen Körpergewicht bietet, eröffnet den Mitgliedern der Community die Möglichkeit, anderen zu folgen und sie zu bewerten. Dass diese Feedback- und Abgleichprozesse im Internet in den Alltag hinein diffundieren und von ‚gewöhnlichen‘ Menschen vollzogen werden, spiegelt eine Tendenz wider, die sich im psychiatrischen und psychotherapeutischen Feld bereits seit den späten 1960er Jahren beobachten lässt.

So haben in den letzten Jahrzehnten gruppentherapeutische Verfahren, wie etwa Selbsthilfegruppen, zugenommen, die weniger auf die Exklusivität psychoanalytischer Settings setzen, sondern „im Dienst interaktionsbasierter Selbstdarstellungen, Erfahrungen und sozialer Lernprozesse“ (Willems / Pranz 2008: 199) stehen. Auch hier sind „wirkliche Menschen im Spiel, die ihre ‚Menschlichkeit‘ im reziproken Verhältnis zu anderen Menschen unter Beweis stellen und damit nicht nur Gemeinschaft, sondern auch Intimität herstellen“ (ebd.: 200). In der Nachfolge der Psychoanalyse herrscht zwar auch in den Gruppentherapien eine Maxime der Ehrlichkeit und Authentizität. Dabei handelt es sich aber um „eine Ehrlichkeit zwischen Subjekten, die sich immer auch expressiv ‚entfalten‘ und nach ‚Entfaltung‘ trachten. Die Gruppentherapie bildet damit [...] auch ein spielerisch – ästhetisches Ausdrucksfeld, mit einem entsprechend komplexen Erlebnis- und Erfahrungspotential“ (Willems / Pranz 2006: 82f.). Eine soziale Kontrolle des Selbst und der Identität, die sich vormals gleichsam in dem asymmetrischen Rollenverhältnis zwischen Beichtvater und Beichtenden bzw. Therapeut/in und Analysand/in ausdrückte, wird hier nicht ausgeblendet, sondern in die Gruppendynamik hinein verlagert. Sie verfügt über eine spezifische moralische Effektivität,

„durch die das Individuum Modelle (z.B. von Normalität) erfährt und zugleich ‚empirisch gehaltvoll‘ über sich selbst informiert wird. Es entfaltet sich typischerweise eine moralische Sogwirkung, die bewusste (motivierte) und unbewusste Selbstmodifikationen des Individuums nach sich zieht. Um die Akzeptanz und Anerkennung der Gruppe zu erreichen, muss das Mitglied seine Verhaltensstile an die Gruppennormen anpassen“ (ebd.: 83).

Dieser Wandel im therapeutischen Feld lässt sich als Ausweitung gouvernementalistisch-neoliberaler Regierungsstrategien deuten,<sup>7</sup> die zu einer gesellschaftlichen Veralltäglicung der Arbeit an der Identität und am Selbst führt (vgl. dazu u.a. Castel et al. 1982; Brunnett 2009; Anhorn / Balzereit 2016). Außerdem stehen diese Verschiebungen mit dem Erstarken einer Kultur der Selbstsorge und präventiven Optimierung des Selbst in Zusammenhang, die sich in den gesundheits- und fitnessorientierten Formen des Lifeloggings paradigmatisch Ausdruck verschaffen kann (vgl. dazu auch Gertenbach / Mönkeberg 2016; Mämeke 2016; Meißner 2016). Parallel zu diesen Prozessen wurde außerdem auf Tendenzen einer allgemeinen „Ausweitung der Bekenntniskultur“ (Burkart 2006a) hingewiesen. Seit den 1970er lässt sich so ein Wandel der Subjektstruktur beobachten, im Zuge dessen Menschen ihr Selbst immer mehr als Gegenstand ‚inneren Wachstums‘, als Ort von Expressivität“ (Reckwitz 2006: 532) begreifen und beanspruchen von anderen dementsprechend wahrgenommen zu werden (vgl. ebd.). Da auch die Anforderungen im Bereich der Erwerbsarbeit den Individuen in zunehmendem Maße abverlangen, sich nicht nur als „Arbeitskraftunternehmer“ (Pongratz / Voss 2003) und „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2007), sondern auch als expressiv-gemeinschaftliches Subjekt (bereits Riesman et al. 1972; Boltanski / Chiapello 2006) zu formen und als solches anderen gegenüber performativ dazustellen, bietet das Internet einen Raum, in dem sich diese Kompetenzen einüben lassen (vgl. dazu auch Reichert 2008: 37ff).

Tendenzen einer Veralltäglicung und Verstetigung von Selbstthematizierungen, die sich im Internet Ausdruck verschaffen und weiter befördert werden, lassen sich aber auch mit Prozessen reflexiver Modernisierung in Zusammenhang bringen, die sich seit den 1970er Jahren vor allem in einer Auflösung sozialer Verbindlichkeiten und von Großgruppen sowie einer Pluralisierung von Lebensformen und radikalen Individualisierungsprozessen niederschlagen (vgl. grundsätzlich Beck 1986). Hinter dem Theorem reflexiver Modernisierung steht die Idee, dass die Moderne einem Strukturbruch unterliegt. Dabei wird davon ausgegangen, dass Basisunterscheidungen, wie etwa die Differenz von Kultur und Natur in zunehmendem Maße fragwürdig werden. Während sich die erste Moderne noch durch ein komplexes Muster ‚wertvoller‘ Grenzziehungen auszeichnet und als geordnetes System von Dualismen und Dichotomien begriffen werden kann, „das den Gesellschaftsmitgliedern einen eindeutigen Platz zuweist“ (Beck et al. 2004: 23), ist unsere Gegenwart durch ein Reflexivwerden dieser Basisunterscheidungen und radikale Individualisierungsprozesse gekennzeichnet (vgl. ebd.: 20ff). Infolge dieses Wandels ist das „Leben in vielen Bereichen plötzlich offen geworden“ (Giddens 1996b: 317). Es beruht auf einem

„Denken in Szenarien‘, auf Wenn-Dann-Erwägungen über eventuell eintretende Folgen. [...] Einerseits können wir unschwer zahllose neue Möglichkeiten ausmachen, überkommene Beschränkungen zu überwinden. Andererseits droht fast überall eine Katastrophe. Und nur selten verfügt man über hinreichend Sicherheit, um vorherzusagen zu können, in welche Richtung sich die Dinge entwickeln“ (ebd.).

In immer mehr Bereichen des Lebens sehen sich Individuen heute mit einem Unsicherwerden von Erwartbarkeiten konfrontiert und vor Entscheidungszwänge gestellt (vgl. dazu Beck et al. 2004; Schimank 2005). Möglichkeiten, wie ein Leben geführt werden kann, vervielfältigen sich. Für Selbst- und Identitätswürfe bedeutet dies, dass sie flexibel angelegt und gehandhabt werden müssen, um sich Optionen dementsprechend offenhalten zu können (vgl. u.a. Bauman 1997: 133). Es gibt

---

<sup>7</sup> In Anlehnung an Michel Foucault lässt sich unter der Gouvernementalität eine Regierungsform der Moderne verstehen, die einen Typus von Machtausübungen auf sich selbst führende Individuen bezeichnet: „Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht. Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittels Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein“ (Foucault 1994: 246f.). Die Gouvernementalität stellt einen Komplex von Macht, Wissen und Subjekt dar und entspringt einer Ausweitung und Veränderung der christlichen Beichtpastoral (vgl. ebd.: 249ff).

„keinen Punkt, an dem Sie sagen könnten: Jetzt hab ich's geschafft, nun kann ich aufhören und an dem festhalten, was ich habe. [...] Jedes Ziel ist nur ein nächster Schritt“ (ebd. 2005: 200f.). Hinzu kommen scheinbar allgegenwärtige Erfahrungen der Relativität von Werten und des Kulturellen, die sich im Zuge der gegenwärtigen globalen Migrationsprozesse noch verschärfen mögen und – wie das Erstarren rechter Bewegungen in weiten Teilen Europas gegenwärtig zeigt – mitunter ein ängstliches Unbehagen und neue (alte) Grenzziehungen und Schließungstendenzen provozieren. Die Gesellschaft der Gegenwart scheint auf dem Grund von Kontingenz gebaut zu sein: Alles ist auch anders möglich (vgl. Fuchs 1992; Luhmann 1997; Makropoulos 1997; Holzinger 2007). Wo diese Grunderfahrung nicht ausgehalten wird, mündet sie in stark komplexitätsverkürzende Strategien. So hat der Soziologe Anthony Giddens bspw. darauf hingewiesen, dass Versuche Ordnung in das eigene Leben zu bringen, sich heute häufig in Richtung auf Sucht oder Zwang verkehren (vgl. Giddens 1996a: 129ff). Dass sich vor dem Hintergrund der Verflüssigung jeglicher Erwartbarkeiten soziale Ungleichheiten verschärfen und Fatalismus zunehmen kann, diskutiert auch der Soziologe Zygmunt Baumann (vgl. u.a. Bauman 2008).

An diesen Tendenzen verdeutlicht sich nachhaltig, dass sich Individuen heute bezüglich ihres Identitätsentwurfes mit einer paradoxen Situation konfrontiert sehen: Auf der einen Seite muss auf dauernde Gewissheiten verzichtet werden. Auf der anderen Seite wird es aber wichtiger zu wissen, wer man ist und was man will, verlangt doch gerade die Ungewissheit der eigenen Existenz danach, beständig „den Beweis unserer Existenz zu erbringen [...], selbst wenn diese keinen anderen Sinn hat als genau das zu versuchen“ (Baudrillard 1987: 24). Wird das Selbst zu einer letzten Bastion der Gewissheit, so können seine im Netz wuchernden Darstellungen als Versuche interpretiert werden, Resonanz zu erfahren.<sup>8</sup> Es stellen sich gemeinschaftliche Gefühle und Vertrautheit ein und gerade der Tatbestand, dass dabei Fotos und Videos zum Einsatz kommen, mag für die User/innen den Eindruck unterstützen, dass es da doch noch etwas gibt, das sicher ist und an das man sich halten kann. Denn bildgebende Apparate, so der digitale Vordenker Vilém Flusser, erzeugen grundsätzlich den Eindruck von Objektivität (Flusser 2005: 75f.). Gleiches gilt für die Übersetzungen körperlicher Bewegungen in Zahlen und Daten (vgl. grundsätzlich Porter 1995). Um auf die diversen Versicherungspotenziale des Netzes aber zugreifen zu können, müssen wir uns selbst dort sichtbar machen.

---

<sup>8</sup> Vgl. zum Zusammenhang von Digitalisierung und der Suche nach Resonanz auch Altmeyer 2016.

## 4. SICHTBARKEIT ALS PRÄMISSE DIGITALER TEILHABE

Nicht nur Selbstthematisierungen und -darstellungen sind Phänomene, die nicht per se an die Entstehung und Verbreitung digitaler Kommunikationen gebunden sind. Es ist auch immer schon ein grundsätzliches Erfordernis von Menschen in Gesellschaft, etwas über sich preiszugeben – und zu verbergen (vgl. Simmel 1992). Wer nicht als potenzielle Adresse für Kommunikation sichtbar wird, kann auch nicht angesprochen werden; bleibt unsichtbar außen vor.<sup>9</sup> Im Internet verschärfen sich jedoch die Bedingungen dafür, ob man von anderen wahrgenommen und in den Weiten des digitalen Raumes sichtbar wird. Das wiederum scheint zunächst den Eigenarten digitaler Kommunikationen geschuldet zu sein.

Im Gegensatz zu klassischen Massenmedien, wie Büchern, Zeitungen, Radio und Fernsehen, zeichnet sich das Internet nicht durch eine unidirektionale Sendungsweise aus (vgl. z.B. Münker 2009: 47). Während dort bestimmte Sender/innen „allein Empfängern in einem Augenblick ein Programm“ (Bolz 2012: 147)<sup>10</sup> anbieten und also ein asymmetrisches Verhältnis zwischen aktiven Produzent/innen und passiven Konsument/innen besteht, zeigt sich im Netz ein anderes Bild: Partizipierende werden hier in den Status sogenannter Prosumer/innen versetzt. Dieser Begriff soll Menschen in der Eigenschaft bezeichnen, gleichzeitig Herstellende und Verbrauchende des von ihnen erzeugten (medialen) Materials zu sein (vgl. Reichert 2008: 68f.). Grundsätzlich ist die Auswahl möglicher Themen im Web 2.0 also nicht vordefiniert, sondern liegt in den Händen der User/innen, sodass dort „für beliebige Dokumentationen von ‚Bewußtseinszuständen‘ die Möglichkeit der Publizität“ (Fuchs 2007: 225) besteht. Der Medienwissenschaftler Stefan Münker beschreibt das Web 2.0 daher als „Medium der Massen“ (Münker 2009: 19). Es würde nicht unter die Kategorie der Massenmedien fallen, weil die „charakteristische Interaktion und Partizipation der Nutzer mit keiner möglichen Definition der Medialität von Massenmedien vereinbar ist“ (ebd.: 20). Streng genommen sei das Internet sogar gar kein eigenständiges Medium, sondern stelle die technische Infrastruktur zur Generierung von Medien dar: „Wissenschaftliches Arbeiten; politisches und ökonomisches Handeln; militärische Operationen und technische Produktionen; Kunst, Medien, Entertainment und Sport – kein gesellschaftliches Subsystem, das nichts längst von den [...] digitalen Apparaturen abhängig wäre“ (ebd.: 63). Während sich die klassischen Massenmedien mit ihrer unidirektionalen „Sendungsweise in eine Moderne [einfügten, S.M.], deren emanzipatorisch aufgeklärte Impulse [...] auf die Ideale einzelner großer Erzählungen und deren implizite Verheißung der einzig wahren Gesellschaft ausgerichtet waren“ (ebd.: 47), verweise dieser offensichtliche Triumph des Internets auf das Ende dieser Ära.

Web 2.0 Kommunikationen sind also im Unterschied zu massenmedialen Kommunikationen dadurch charakterisiert, dass sie mehrdimensional interaktiv verlaufen und auf eine Veröffentlichung ursprünglich privater Belange setzen. User/innen sehen sich hier allerdings in besonderer Weise mit einem Mangel an Materialität konfrontiert, wodurch der Teilnahme am Netz bereits ein grundsätzlicher Sichtbarkeitsdruck eingeschrieben zu sein scheint.

---

<sup>9</sup> Das lässt sich bei Luhmann über den Inklusionsbegriff herleiten: Inklusion bezieht sich auf die Art und Weise, „in der im Kommunikationszusammenhang Menschen bezeichnet, also für relevant gehalten werden“ (Luhmann 1995: 241). Siehe im Kontext von Inklusion/Exklusion auch z.B. Schroer 2008, 2013. Siehe für den Umgang mit Selbstsichtbarkeit in Interaktionen Goffman 1986, 2008.

<sup>10</sup> Siehe zum Begriff und der Funktionsweise von Massenmedien grundsätzlich Luhmann 2009.

Wenn wir in der ‚realen Welt da draußen‘ anderen Menschen begegnen, ist ein Großteil dessen, was in dem Zusammentreffen möglich ist, nicht nur durch Artefakte begrenzt, sodass wir zumindest über eine gewisse Grundsicherheit darüber verfügen, wo wir uns gerade befinden und welche Verhaltensweisen in einer Situation angemessen sind (vgl. u.a. Latour 2001). Wer im Internet agiert tut, dies in der Regel auch ohne Körper, der vor dem Bildschirm abgesetzt wird oder die Gerätschaften der Vernetzung während der Bewegung mit sich führt. Im digitalen Raum müssen Körper, Artefakte und Orte dahingegen textuell und bildhaft „erschaffen und darüber hinaus auch theatral glaubhaft gemacht werden“ (Willems / Pranz 2006: 86). Das Erzeugen, Einkopieren und Vervielfältigen von Selbstbildern stellt eine Antwort auf die „Reduktion der Sinnlichkeit“ (Röttgers 2002: 429) im Internet dar, weil dort (bisher) „eine Reihe von Oberflächlichkeiten“ (ebd.: 430) nicht vermittelt werden kann, an denen wir uns in der Realwelt orientieren. Durch die Selbstdarstellungen kommt also im wahrsten Sinne des Wortes Leben ins Netz und sie tragen dazu bei, den Mangel an Orientierung zu beseitigen, der in direkten Interaktionen über den Körper und anderweitige Materialität, z.B. Kleidung, gegeben ist. Dieser Verdacht erhärtet sich, bedenkt man, dass der Grad der Sichtbarkeit des Selbst in den dadurch aufgespannten Orten variiert: An manchen sind formale Identitätsangaben ausreichend, an anderen benötige ich einen nickname. Dort, wo ich beruflich unterwegs bin, wie etwa auf xing, stehen Darstellungen berufsrollenspezifischer Aspekte im Vordergrund, während im freundschaftlichen Austausch Privatheiten preisgegeben sind. Wer sich im Internet sportlich betätigen und Teil eines derartigen Vereins werden will, hat etwas zu leisten und wird unter diesem Aspekt als Person der Netzgemeinschaft gemessen. Gerade am Lifelogging zeigt sich, dass die Implementierung von Bewegungsdaten in das Internet durch die so erzeugten Streckenprofile eine Abbildfunktion im Hinblick auf reale Orte einnehmen kann. Über Praktiken der Selbstthematization und -darstellung modifizieren die User/innen also den digitalen Raum und machen ihn ein Stück weit heimisch.

## 5. ZUSAMMENFASSUNG

Das Paper konnte zeigen, dass Selbstthematizierungen und -darstellungen nicht dem Internet vorbehalten sind. Sie finden Vorläufer in den Institutionen der Beichte und Psychoanalyse. In Abgrenzung zu diesen klassischen Formen der Selbstthematizierung wurde argumentiert, dass sich Individuen mithilfe der Selbstdarstellung im Internet in der Realwelt vor dem Bildschirm, aber auch im digitalen Raum selbst Orientierung verschaffen. Dabei lässt sich die Selbstdarstellung im Internet in zweifacher Hinsicht als Antwort auf neue Unsicherheiten begreifen.

Diese ergeben sich zum einen infolge des gesellschaftlichen Wandels seit den 1970er Jahren. Eine zunehmende Veröffentlichung des Privaten ist dabei nicht unmittelbar mit einem Kulturzerfall gleichzusetzen, noch vollzieht sie sich unter einem absoluten Imperativ der Formbarkeit des Subjekts. Eher spiegelt sie den Sachverhalt wider, dass heute so gut wie alles fraglich werden kann. In diesem Tatbestand scheint ein Grund dafür zu liegen, dass wir uns beim Wissensaustausch im Netz seltener an Expert/innen wenden, sondern Erfahrungswissen mit ‚gewöhnlich Anderen‘ austauschen. Gerade Selbstversicherungen via Foto, Video und der Bezug auf Zahlen und Daten in den Praktiken des Lifeloggings bergen aber auch den Anschein eines objektiven und sicheren Wissens. Vor dem Hintergrund dieser neuen Orientierungslosigkeit dienen Selbstthematizierungen und -darstellungen im Internet außerdem dazu, gemeinschaftliche Gefühle und solche der Vertrautheit zu erzeugen. Darüber hinaus können flexible Identitätsmodelle entworfen und durch die Blicke der Anderen getestet werden.

Zum anderen kann Selbstdarstellungen im Netz eine Ordnungs- und Versicherungsfunktion im Hinblick auf die Eigenarten digitaler Kommunikationen zugeschrieben werden. Das Erzeugen und Einkopieren von Identitätsdaten in das Internet lässt sich in dieser Hinsicht als eine Reaktion auf die Materialitätslosigkeit des Digitalen bzw. auf einen Verlust begrenzender Körper- und Dingqualitäten lesen, die in der faktischen Welt Orientierung ermöglichen. Vielleicht ist in diesem Tatbestand letztlich mitbegründet, dass Digitalisierung als gesellschaftlicher Prozess mit einer enormen Expansion des Artifizialen verbunden ist.

In dieser Argumentationslinie wurde indirekt der eingangs erwähnten, euphorischen Einstellung gegenüber dem Internet gefolgt. Das Netz erscheint hier grundsätzlich als eine Leerformel, die von den User/innen gestaltet werden kann. Derartige Einschätzungen basieren immer auch auf einer Überhöhung des Realen. Indem die Netzpessimisten unserer Tage meinen, dieses entgegen einer Kolonialisierung durch das Virtuelle verteidigen zu müssen, verläuft ihre Argumentation dahingegen auf dem Register der Virtualität. Wenn wir heute jedoch den Sinn von Selbstdarstellungen im Internet erkunden wollen, erscheint es mir plausibler, nach einem Mittelweg zwischen diesen beiden Positionen zu suchen und nach digital-realen Rückkopplungseffekten im Hinblick auf unsere Identität zu fragen.

Vor dem Hintergrund der Annahme, dass mithilfe der Selbstdarstellungen im Internet Anforderungen des gesellschaftlichen und digitalen Wandels bearbeitet werden, gelte es also z.B. in Betracht zu ziehen, dass dadurch gleichsam ein erneuter Wandel unserer Identität provoziert zu werden scheint. Für die oben angesprochenen Thematisierungsweisen in den Institutionen der Beichte und Psychoanalyse gilt das Gleiche, handelt es sich dabei doch nicht lediglich um Institutionen der Anpassung, vermittels derer Menschen gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend geformt werden, sondern die Art und Weise, wie wir uns als Selbst vor anderen thematisieren, ist immer auch ein Motor des Wandels der Vorstellungen darüber, wer wir sind. So ist z.B. davon auszugehen, dass die frühmo-

derne Selbstthematization in der Beichte mit einer „Steigerung der Individualisierung“ (Hahn 2000: 201) einhergeht und für die Selbstthematization der Psychoanalyse lässt sich annehmen, dass sie zu einer Psychologisierung des Selbst geführt hat (vgl. u.a. Illouz 2007). Darüber hinaus befördert sie die Idee eines familial-biografischen Subjekts, sodass wir unsere Identität in der Folge vor allem als Korrelat unserer Kindheit begreifen (vgl. dazu auch Deleuze / Guattari 1988).

Da Veränderungen unserer Identität durch die Selbstdarstellung im Internet noch relativ jungen Datums sind, lässt sich eine Einschätzung hier weniger stark verallgemeinern. Wo wir es im Beichtstuhl und auf der Couch aber mit einer Form der Subjektconstitution zu tun haben, die – gerade, weil sie den Körper konstitutiv ausspart – vor allem auf einer autoritären Anrufung (Hören) basiert,<sup>11</sup> befördert das Internet Identitäten, die auf einer panoptischen Visualität von Selbst und Körper aufbauen. Hier kann jedes gesehene Ding und jeder gesehene Mensch „zum ‚Medium‘ eines anderen [werden, S.M.], der wiederum ein ‚Medium‘ für einen weiteren sei usw.“ (Gamper 2015: 355). Dann aber gründet die Vielfalt, in der wir uns heute im Internet darstellen und etwas von uns preisgeben weniger in narzisstischen Momenten, noch ist sie lediglich Ausdruck einer zunehmenden Ökonomisierung des Selbst. Sie verweist vor allem darauf, dass Konnektivität im digitalen Zeitalter zum Modus der Orientierung und damit der Produktion von Identität geworden ist und dass ihre Bedingung die Sichtbarkeit des Selbst ist.

---

<sup>11</sup> Siehe zu dieser Form der Subjektconstitution im Unterschied zur Diagnose des unternehmerischen Selbst auch Bröckling 2012.

# LITERATUR

- Altmeyer, Martin (2016): Auf der Suche nach Resonanz. Wie sich das Seelenleben in der digitalen Moderne verändert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Anhorn, Roland; Balzereit, Marcus (Hg.) (2016): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Barlow, John Perry (2007): Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace. In: Karin Bruns und Ramón Reichert (Hg.): Reader neue Medien. Texte zur digitalen Kultur und Kommunikation. Bielefeld: Transcript, S. 138–140.
- Baudrillard, Jean (1987): Das Andere Selbst. Wien: Passagen.
- Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. 1. Aufl. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Zygmunt (2005): Politischer Körper und Staatskörper in der flüssig-modernen Konsumentengesellschaft. In: Markus Schroer (Hg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 189–214.
- Bauman, Zygmunt (2008): Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. 1. Aufl. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich / Bonß, Wolfgang / Lau, Christoph (2004): Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In: Ulrich Beck und Christoph Lau (Hg.): Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? 1. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 13–62.
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (1984): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Bohn, Cornelia / Hahn, Alois (1999): Selbstbeschreibung und Selbstthematization. Facetten der Identität in der modernen Gesellschaft. In: Herbert Willems und Alois Hahn (Hg.): Identität und Moderne. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 33–61.
- Boltanski, Luc / Chiapello, Ève (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.
- Bolz, Norbert (2012): Die Sinngesellschaft. Berlin: Kadmos.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. 1. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2012): Der Ruf des Polizisten. Die Regierung des Selbst und ihre Widerstände. In: Reiner Keller, Werner Schneider und Willy Viehöver (Hg.): Diskurs - Macht - Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 131–144.
- Brunnett, Regina (2009): Die Hegemonie symbolischer Gesundheit. Eine Studie zum Mehrwert von Gesundheit im Postfordismus. Bielefeld: Transcript.
- Burkart, Günter (Hg.) (2006a): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematization? Wiesbaden: VS.
- Burkart, Günter (2006b): Einleitung. In: Günter Burkart (Hg.): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematization? Wiesbaden: VS, S. 7–40.
- Castel, Françoise / Castel, Robert / Lovell, Anne (1982): Psychiatrisierung des Alltags. Produktion und Vermarktung der Psychowaren in den USA. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Félix (1988): Anti-Ödipus. Frankfurt (Main): Suhrkamp.



- Delitz, Heike (2012): Konzepte des ‚Lebens‘ in der Architektur der Moderne. In: Petra Bahr und Stephan Schaede (Hg.): Das Leben. Historisch-systematische Studien zur Geschichte eines Begriffs. Bd. 2. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 285–307.
- Deutsche Telekom / T-Systems (Hg.) (2013): Sicherheitsreport 2013. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung. Unter Mitarbeit von Institut für Demoskopie Allensbach (IfD). Online verfügbar unter <http://docplayer.org/2038762-Sicherheitsreport-2013-ergebnisse-einer-repraesentativen-bevoelkerungsbefragung.html>, zuletzt geprüft am 10.05.2016.
- Döring, Nicola (2014): Psychische Folgen der Internetnutzung. In: Der Bürger im Staat (4), S. 261–267.
- Elias, Norbert (1981): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- European Commission (2015): Data protection. Report. Brussels: European Commission (Special Eurobarometer, 431 / Wave EB83.1).
- Flusser, Vilém (2005): Medienkultur. 4. Aufl. Frankfurt (Main): Fischer.
- Foucault, Michel (1994): Warum ich die Macht untersuche. Die Frage des Subjekts. In: Hubert L. Dreyfus und Paul Rabinow (Hg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt (Main) / Weinheim: Athenäum, S. 241–261.
- Freud, Sigmund (1975): Zur Einleitung der Behandlung. In: Alexander Mitscherlich (Hg.): Sigmund Freud. Schriften zur Behandlungstechnik. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 181–203.
- Fuchs, Peter (1992): Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit. 1. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Fuchs, Peter (1999): Moderne Identität - im Blick auf das europäische Mittelalter. In: Herbert Willems und Alois Hahn (Hg.): Identität und Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 273–297.
- Fuchs, Peter (2007): Das Maß aller Dinge. Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen. 1. Aufl. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Gamper, Michael (2015): Charisma, Hypnose, Nachahmung. Massenpsychologie und Medientheorie. In: Marcus Hahn und Erhard Schüttpelz (Hg.): Trancemedien und Neue Medien um 1900. Bielefeld: Transcript, S. 351–374.
- Gehlen, Arnold (1968): Mensch und Institution. In: Arnold Gehlen (Hg.): Anthropologische Forschung. Zur Selbstbegegnung und Selbstentdeckung des Menschen. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt, S. 69–77.
- Gertenbach, Lars; Mönkeberg, Sarah (2016): Lifelogging und vitaler Normalismus. Kultursoziologische Betrachtungen zur Neukonfiguration von Körper und Selbst. In: Stefan Selke (Hg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden: Springer VS, S. 25–43.
- Giddens, Anthony (1996a): Leben in der posttraditionalen Gesellschaft. In: Ulrich Beck, Anthony Giddens und Scott Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 113–184.
- Giddens, Antony (1996b): Risiko, Vertrauen, Reflexivität. In: Ulrich Beck, Anthony Giddens, Scott Lash und Philipp Rang (Hg.): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 316–337.
- Goffman, Erving (1986): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2008): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Grieß, Andreas (2014): Europäer gespalten zum Verhältnis von Social Media und Demokratie. Online verfügbar unter <https://de.statista.com/infografik/2192/anteil-der-personen-zwischen-16-und-30-jahren-die-social-media-als-fortschritt-oder-risiko-fuer-die-demokratie-sehen/>, zuletzt geprüft am 10.05.2016.

- Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Holzinger, Markus (2007): Kontingenz in der Gegenwartsgesellschaft. Dimensionen eines Leitbegriffs moderner Sozialtheorie. Bielefeld: Transcript.
- Honneth, Axel (2003): Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2007): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2004. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Kaufmann, Jean-Caude (2005): Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität. Konstanz: UVK.
- Latour, Bruno (2001): Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität. In: Berliner Journal für Soziologie (1), S. 237–251.
- Lobo, Sascha (2014): Abschied von der Utopie. Die digitale Kränkung des Menschen. Online verfügbar unter <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/abschied-von-der-utopie-die-digitale-kraenkung-des-menschen-12747258.html?printPagedArticle=true>, zuletzt geprüft am 10.05.2016.
- Luhmann, Niklas (Hg.) (1970): Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1995): Inklusion und Exklusion. In: Niklas Luhmann (Hg.): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 237–264.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. 1. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2009): Die Realität der Massenmedien. 4. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Madden, Mary / Lenhart Amanda / Cortesi, Sandra et al. (2013): Teens, Social Media, and Privacy. Hg. v. Pew Research Center. Washington. Online verfügbar unter <http://www.pewinternet.org/2013/05/21/teens-social-media-and-privacy/>, zuletzt geprüft am 10.05.2016.
- Makropoulos, Michael (1997): Modernität und Kontingenz. München: Fink.
- Mämeke, Thorben (2016): Die Statistik des Selbst. Zur Gouvernementalität der (Selbst)Verdatung. In: Stefan Selke (Hg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden: Springer VS, S. 97–128.
- Mead, George Herbert (1973): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Meißner, Stefan (2016): Selbstoptimierung durch Quantified Self? Selbstvermessung als Möglichkeit von Selbststeigerung, Selbsteffektivierung und Selbstbegrenzung. In: Stefan Selke (Hg.): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden: Springer VS, S. 217–236.
- Mönkeberg, Sarah (2013): Das Web als Spiegel und Bühne: Selbstdarstellung im Internet. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (15-16): Transparenz und Privatsphäre, S. 25-30
- Mönkeberg, Sarah (2014): Feststellungen der Identität. Über Nutzen und Laster digitaler Sichtbarkeit. In: Der Bürger im Staat (4), S. 268–275.
- Mönkeberg, Sarah (2015): Bilder und Reflexionen vom Ich: Das Web 2.0 als Institution der Selbstthematization? In: Grimm, Petra / Keber, Tobias O. / Zöllner, Oliver (Hg.): Anonymität und Transparenz in der digitalen Gesellschaft. Schriftenreihe Medienethik Bd. 15. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 97-116.
- Morin, Edgar (1958): Der Mensch und das Kino. Eine anthropologische Untersuchung. Stuttgart: Ernst Klett.
- Münker, Stefan (2009): Emergenz digitaler Öffentlichkeiten. Die Sozialen Medien im Web 2.0. Frankfurt (Main): Suhrkamp.

- Neumann-Braun, Klaus (2002): Internet-Kameras/Web-Cams. Die digitale Veröffentlichung des Privaten. In: Kornelia Hahn (Hg.): Öffentlichkeit und Offenbarung. Eine interdisziplinäre Mediendiskussion. Konstanz: UVK, S. 175–189.
- Plessner, Helmuth (1981): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die Philosophische Anthropologie. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Pongratz, Hans J.; Voss, G. Günter (2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: edition sigma.
- Porter, Theodore M. (1995): Trust in numbers. The pursuit of objectivity in science and public life. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Reckwitz, Andreas (2001): Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In: Werner Rammert (Hg.): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Ethnologische, soziologische und historische Studien. Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., S. 21–38.
- Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reichert, Ramón (2008): Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0. Bielefeld: Transcript.
- Riesman, David / Denney, Reuel / Glazer, Nathan (1972): Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Hamburg: Rowohlt.
- Röttgers, Kurt (2002): Philosophie der vernetzten Kommunikation. Strukturwandel der Individualität. In: Jürgen Straub und Joachim Renn (Hg.): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt (Main) / New York: Campus, S. 409–440.
- Schimank, Uwe (2005): Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne. 1. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. 1. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Schroer, Markus (2008): Die im Dunkeln sieht man doch. Inklusion, Exklusion und die Entdeckung der Überflüssigen. In: Heinz Bude und Andreas Willisch (Hg.): Exklusion. Die Debatte über die ‚Überflüssigen‘. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 178–194.
- Schroer, Markus (2013): Sichtbar oder unsichtbar? In: Soziale Welt, Themenheft Visuelle Soziologie 64 (1/2), S. 17–36.
- Scott, Richard W. (2008): Institutions and Organisations. Ideas and Interests. Third Edition. Los Angeles / London / NewDelhi / Singapore: Sage.
- Selke, Stefan (2014): Lifelogging. Warum wir unser Leben nicht digitalen Technologien überlassen sollten. Berlin: Econ.
- Selke, Stefan (Hg.) (2016a): Lifelogging. Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden: Springer VS.
- Selke, Stefan (2016b): Werte zählen. Der Konsument zwischen Datensouverän und Datenlieferant. Hg. v. Arbeiterkammer Wien. Online verfügbar unter [https://media.arbeiterkammer.at/wien/materialienzurkonsumforschung/Stefan\\_Selke\\_Werte\\_zaehlen.pdf](https://media.arbeiterkammer.at/wien/materialienzurkonsumforschung/Stefan_Selke_Werte_zaehlen.pdf), zuletzt geprüft am 24.08.2016.
- Siebke, Björn / Ihßen, Jörg (2016): Technik, die unter die Haut geht. Online verfügbar unter <https://www.tagesschau.de/inland/cebit-chips-technik-messe-101.html>, zuletzt geprüft am 10.05.2016.
- Simmel, Georg (1983): Der Begriff und die Tragödie der Kultur. In: Georg Simmel (Hg.): Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, S. 183–207.
- Simmel, Georg (1992): Das Geheimnis und die geheime Gesellschaft. In: Otthein Rammstedt (Hg.): Georg Simmel. Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt (Main): Suhrkamp, S. 383–455.

- Spitzer, Manfred (2014): *Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen.* München: Droemer Knaur.
- Taylor, Charles (1995): *Das Unbehagen an der Moderne.* 1. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Taylor, Charles (1996): *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität.* 1. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Turkle, Sherry (1998): *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet.* 1. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Turkle, Sherry (2012): *Verloren unter 100 Freunden. Wie wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern.* München: Riemann.
- Turkle, Sherry (2016): *Das Leben ist keine App. Im Zeitalter von Facebook bleibt kaum Raum für das Gespräch. So werden wir zu Autisten, warnt die US-Soziologin.* In: *Süddeutsche Zeitung*, 24.01.2016, S. 15. Online verfügbar unter <http://www.sueddeutsche.de/politik/sherry-turkle-das-leben-ist-keine-app-1.2839441?reduced=true>, zuletzt geprüft am 10.05.2016.
- Weber, Max (1986): *Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.* In: Max Weber (Hg.): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie.* Tübingen: Mohr.
- Weber, Max (1995): *Zwischenbetrachtung. Theorie der Stufen und Richtung religiöser Weltablehnung.* In: Michael Sukale (Hg.): *Max Weber. Schriften zur Soziologie.* Stuttgart: Reclam, S. 363–407.
- Willems, Herbert/ Pranz, Sebastian (2006): *Vom Beichtstuhl zum Chatroom. Strukturwandlungen institutioneller Selbstthematization.* In: Günter Burkart (Hg.): *Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematization?* Wiesbaden: VS, S. 73–103.
- Willems, Herbert; Pranz, Sebastian (2008): *Formation und Transformation der Selbstthematization. Von der unmittelbaren Interaktion zum Internet.* In: Herbert Willems (Hg.): *Weltweite Welten. Internet-Figurationen aus wissenssoziologischer Perspektive.* 1. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 189–222.

**Der direkte Weg zu unseren Publikationen:**

■ E-Mail: [konsumentenpolitik@akwien.at](mailto:konsumentenpolitik@akwien.at)

**Impressum**

Medieninhaber: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien,  
Prinz-Eugen-Straße 20–22, 1040 Wien, Telefon: (01) 501 65 0  
Offenlegung gem. § 25 MedienG: siehe [wien.arbeiterkammer.at/impressum](http://wien.arbeiterkammer.at/impressum)  
Zulassungsnummer: AK Wien 02Z34648 M  
ISSN: 2218-2764  
Fachliche Betreuung: Nina Tröger  
Autoren: Sarah Mönkeberg  
Grafik Jakob Fielhauer  
Druck: AK Wien  
Verlags- und Herstellungsort: Wien  
© 2016 AK Wien

**Stand Dezember 2016**

**Im Auftrag der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien**

**Gesellschaftskritische Wissenschaft: die Studien der AK Wien**

**Alle Studien zum Downloaden:**

**[wien.arbeiterkammer.at/service/studien](http://wien.arbeiterkammer.at/service/studien)**



ISSN 2218-2764